

Ingo Wille

Der Transport der jüdischen Anstaltsbewohner aus Hamburg nach Brandenburg 1940

Nicht nur aus den früheren Alsterdorfer Anstalten direkt wurden Menschen mit Behinderungen oder psychischen Erkrankungen abtransportiert und in Wien, Hadamar und anderen Mordanstalten gewaltsam zu Tode gebracht. Viele kamen erst in die Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn und von dort in eine Sammel- oder Tötungsanstalt. Wie Sie alle wissen, war die Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn eine größere Einrichtung als Alsterdorf. Von dort wurden in der Zeit des Zweiten Weltkrieges mehr als 4000 Patienten in Verwah- und Tötungs-anstalten verlegt. Nahezu 3800 verloren ihr Leben. Über den ersten der Transporte aus Langenhorn will ich heute berichten.

Menschen mit Behinderungen oder psychischen Erkrankungen hatten nur dann eine geringe Überlebenschance, wenn sie als nützliche Arbeiterinnen und Arbeiter eingesetzt werden konnten.

Dies galt jedoch nicht für Menschen jüdischer Abstammung. Sie entkamen selbst dann nicht dem gewaltsamen Tod, selbst wenn sie kräftig waren und gut arbeiten konnten, eben weil sie Juden waren.

Der erste Transport mit Menschen mit Behinderungen oder psychischen Erkrankungen aus Langenhorn verließ Hamburg am 23. September 1940. Er bestand aus 136 Männern, Frauen und Jugendlichen ausschließlich jüdischer Abstammung.

Ich möchte im ersten Teil meines Vortrags über die Vorbereitung und die Durchführung dieses Transports sowie die perfide Verlogenheit gegenüber den Angehörigen, den Behörden und den Trägern der Heimkosten berichten. In der zweiten Hälfte stelle ich Ihnen dann die Lebensgeschichte einer Frau vor, die diesem Transport zugeteilt war.

Mit diesem Vortrag möchte ich zugleich das Ende vergangenen Jahres erschienene Buch „Transport in den Tod – Von Hamburg-Langenhorn in die Tötungsanstalt Brandenburg“ vorstellen.

Der Transport vom 23. September 1940 war von langer Hand vorbereitet worden. Bereits ein halbes Jahr früher hatte das Reichsinnenministerium die Patientinnen und Patienten jüdischer Abstammung in privaten und öffentlichen Anstalten erfassen lassen.

Im August 1940 folgte die Anweisung, alle jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner aus Anstalten in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Hamburg zum 18. September 1940 nach Hamburg-Langenhorn zu „verlegen“.

Zur Begründung hieß es in der Anweisung:

„Der noch immer bestehende Zustand, dass Juden mit Deutschen in Heil- und Pflegeanstalten gemeinsam untergebracht sind, kann nicht weiter hingenommen werden, da er zu Beschwerden des Pflegepersonals und von Angehörigen der Kranken Anlass gegeben hat. Ich beabsichtige daher, die Juden am 23. September 1940 in eine Sammelanstalt zu verlegen.“

Ein Großteil der daraufhin in Langenhorn zusammengefassten Jüdinnen und Juden lebte dort schon seit längerem. Weitere kamen aus Hamburger Versorgungsheimen hinzu. Viele der nach Langenhorn überstellten Männer, Frauen und Jugendlichen hatten vorher in Schleswig-Holstein gelebt, in der Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Neustadt, im Kinder- und Pflegeheim Vorwerk in Lübeck, in der Lübecker Heilanstalt Strecknitz, in der Anstalt Stadtfeld in Schleswig, in den Ricklinger Anstalten sowie in zwei privaten Pflegeheimen. Zwei Patienten kamen aus Einrichtungen in Mecklenburg.

Unter den in Langenhorn zusammengezogenen Menschen waren auch zwölf frühere Patientinnen und Patienten der Alsterdorfer Anstalten, die bereits 1938/1939 in andere Anstalten abgeschoben worden waren, weil in Alsterdorf keine Juden mehr sein sollten.

In dem Transport befanden sich Menschen jeden Alters zwischen 13 und 82 Jahren.

Die in Langenhorn zusammengeführten Menschen wurden am 23. September 1940 zum Güterbahnhof Ochsenzoll gebracht und in einen Zug verladen. Weder die Angehörigen noch die Vertreter der jüdischen Gemeinde oder die Menschen in dem Transport selbst kannten das Ziel. Max Plaut, der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Hamburg, hatte gehört, dass die Kranken in ein Hospital in Chelm in Polen verlegt werden sollten. Er hatte von Anbeginn Zweifel an dieser Information. Seine Zweifel waren begründet. In Chelm, einer kleinen Stadt 70 km östlich von Lublin, hatte zwar bis Anfang 1940 eine psychiatrische Anstalt existiert. SS-Männer hatten aber schon am 12. Januar 1940 fast alle Patienten erschossen und große Teile der Anstalt zerstört. Nach dem Massaker requirierte die SS den Hospital-Komplex und nutzte ihn fortan als Kaserne.

Tatsächlich fuhr der Zug aus Hamburg nicht nach dem 1.100 km entfernten Chelm sondern nach dem nur 300 km entfernten Brandenburg an der Havel. 135 von ihnen erreichten das Ziel noch am selben Tag. Eine Frau durfte den Zug zuvor in Berlin verlassen. Sie lebte noch zwei Jahre in der Anstalt Bendorf-Sayn bei Koblenz, um dann in ein Vernichtungslager nach Ostpolen deportiert zu werden.

In Brandenburg bestand im Zentrum der Stadt seit Anfang 1940 unter dem verharmlosenden Namen „Landes-Pflegeanstalt Brandenburg“ eine der Tötungsanstalten des Krankenmordprogramms der Nationalsozialisten.

Die Menschen aus dem Langenhorner Transport wurden noch am Tag der Ankunft in Brandenburg, also noch am 23. September, in die Gaskammer geführt und mit Kohlenmonoxid vergiftet.

Das wissen wir seit der Taschenkalender von Irmfried Eberl gefunden wurde. Irmfried Eberl war der Leiter der Tötungsanstalt in Brandenburg und hatte unter dem 23. September 1940 den Transport aus Langenhorn notiert:

„Hamburg-Langenhorn J“

Das „J“ steht offenbar für Juden.

Die Angehörigen der Ermordeten erhielten Wochen oder Monate später die kurze Nachricht, dass ihre Verwandten gestorben seien.

Beigefügt war eine Sterbeurkunde, wie Sie sie hier sehen. Absender war die angebliche „Irrenanstalt Chelm, Post Lublin“.

Ort, Zeitpunkt und Grund des Todes waren gefälscht. Als Sterbeort wurde immer die Stadt Chelm östlich von Lublin angegeben. Der eingetragene Todeszeitpunkt lag immer später als der wirkliche. Als Todesursache wurden zum Beispiel Gehirnschlag, Grippe oder Herzschlag erfunden.

Das bestätigt sich auch auf der noch erhaltenen Sterbeurkunde von Czilli Wallschütz. Auch sie starb angeblich in der „Irrenanstalt Chelm“, und zwar am 30. Januar 1941 an einem Herzschlag. Zu diesem Zeitpunkt war sie in Wirklichkeit schon vier Monate tot.

Mit der Angabe eines falschen Todesortes sollte der tatsächliche Sterbeort verschleiert werden. Die verschiedenen, immer falschen, nämlich verspäteten Todeszeitpunkte sollten jeweils einen natürlichen Todeseintritt vortäuschen. Sie dienten aber auch finanziellen Zwecken. Für den Zeitraum zwischen dem 23. September 1940 und dem angeblichen Todestag zog die Berliner „Euthanasie“-Zentrale nämlich noch Pflegegelder von den Kostenträgern ein.

Obwohl in der Literatur an mehreren Stellen erwähnt, ist diese Mordaktion an den jüdischen Menschen nur wenig bekannt. Offizielle Stellen gingen noch Jahrzehnte später davon aus, dass die fingierten Sterbeurkunden den tatsächlichen Ablauf dokumentieren. Auch Angehörige glaubten noch viele Jahre später, ihre Verwandten seien in Polen umgekommen.

Seit 2011 besteht in Brandenburg an der Havel eine würdige Gedenkstätte, in der die Geschichte dieser Mordstätte ausführlich dargestellt ist.

Dort liegt ein Gedenkbuch aus, das die bekannten über 8300 Namen der in Brandenburg mit Giftgas getöteten Menschen enthält. Man nimmt an, dass dort über 9.000 Menschen umgebracht wurden.

Der Gasmord am 23. September 1940 war der erste systematisch organisierte Mord an Menschen jüdischer Herkunft aus einem von Hamburg kommenden Transport.

Die Geschichte dieser Mordaktion und die Lebensgeschichten aller 136 Menschen habe ich in dem zu Beginn erwähnten Buch „Transport in den Tod“ ausführlich beschrieben.

Mit diesem Buch möchte ich dazu beitragen, dass der Krankenmord in Brandenburg am 23. September 1940 nicht in Vergessenheit gerät. Die darin enthaltenen Biographien sollen den ermordeten Menschen einen Namen und ein Gesicht geben.

Systematische Tötungen von Menschen jüdischer Abstammung in Anstalten fanden in allen Teilen des Deutschen Reiches statt. Der Historiker und frühere Leiter der Gedenkstätte Hadamar, Dr. Georg Lilienthal, hat den Langenhorner Transport vom 23. September 1940 in die reichsweite Verfolgung jüdischer Anstaltspatientinnen und -patienten eingeordnet. Sein Beitrag findet sich in dem Buch unter dem Titel „Der NS-Anstaltsmord an jüdischen Patientinnen und Patienten“. Dafür gebührt ihm mein besonderer Dank. Stellvertretend für

viele andere möchte ich auch der Historikerin Dr. Beate Meyer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden und Dr. Rita Bake von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg danken, die die Vorarbeiten wissenschaftlich begleitet und die Herausgabe des Buches ermöglicht haben.

Vielen der in dem Buch beschriebenen Menschen wird mit Stolpersteinen gedacht. Es liegen bereits 60 dieser Gedenksteine. Weitere sollen folgen. Falls jemand von Ihnen die Patenschaft für einen Stolperstein übernehmen möchte: Die entsprechenden Formulare ebenfalls liegen an dem Büchertisch aus.

An dieser Stelle könnte ich meinen Bericht beenden, weil er scheinbar seinen Abschluss gefunden hat. Doch das damalige Geschehen wirkt bis heute fort. Die Schicksale ihrer Verwandten lassen bei den Angehörigen der Ermordeten immer wieder Wunden aufbrechen, was auch zu Fragen und Zweifeln in der eigenen Familie führt.

Itamar Wexler aus Tel Aviv, der nach mir sprechen wird, ist eines der zwölf Enkelkinder von Sonia Wechsler, die ebenfalls in Brandenburg umkam. Er forscht seit Jahren, um die Einzelheiten über das Leben und die Wahrheit über den Tod seiner Großmutter zu erfahren. Darüber will er einen Film veröffentlichen. Er wird uns gleich berichten, wie die Geschichte seiner Großmutter bis heute auf der Familie lastet. Um das nachher besser verstehen zu können, möchte ich zunächst die Lebensgeschichte von Itamars Großmutter zusammenfassen:

Sonia Wechsler, wurde 1886 im damals russischen Nowoaleksandrowsk als Tochter eines jüdischen Gutsverwalters geboren. Als junge Frau zog sie in die Hafenstadt Libau (heute Liepaja in Lettland) und lernte dort ihren späteren ebenfalls jüdischen Ehemann Tobias kennen. Beide engagierten sich in der jüdischen sozialistischen Organisation „Der Bund“. Tobias verstand sich als Atheist.

Das Ehepaar lebte in gut auskömmlichen Verhältnissen. Tobias verdiente den Lebensunterhalt, indem er die Buchhaltung für kleine Gewerbetreibende übernahm. Alle vier Kinder der Eheleute Wechsler kamen zwischen 1912 und 1922 in Libau zur Welt. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs begann Tobias Wechsler ein Studium der Mathematik in Tübingen. Seine Frau Sonia und die bis dahin geborenen drei Kinder lebten weiterhin in Libau. Nach Ablauf des Wintersemesters 1918/1919 kehrte Tobias zu seiner Familie zurück. Er wollte das Studium in Tübingen möglichst bald fortsetzen, musste aber zunächst in Libau bleiben. Die Familie Wechsler gehörte zu den ehemaligen russischen Staatsbürgern, die nach dem Krieg staatenlos geworden waren. Erst Ende 1922, nach der Geburt des jüngsten Sohnes, konnte Tobias Wechsler wieder nach Westen reisen. Dies wurde möglich durch den „Nansen-Pass“, der 1922 vom Hochkommissar des Völkerbundes für Flüchtlingsfragen, Fritjof Nansen, als Ausweispapier für staatenlose Flüchtlinge und Emigranten entwickelt worden war. Das war der Fritjof Nansen, der Ihnen allen als Polarforscher bekannt ist. Tobias Wechsler fuhr also in Begleitung seiner beiden älteren Söhne nach Tübingen, um das Studium fortzusetzen.

Sonia blieb mit der Tochter Esther und dem Kleinkind Max zunächst in Libau.

Nicht erst heute, schon damals grassierte in Deutschland die Angst vor illegalen Einwanderern, vor sogenannten Wirtschaftsflüchtlingen. Anfang September 1923 nahm das deutsche Konsulat in Libau mit dem Württembergischen Oberamt in Tübingen Kontakt auf

und wollte wissen, „aus welchem Grunde Wechsler nicht nach Schluss des Wintersemesters aus Deutschland wieder ausgereist ist. Es muss damit gerechnet werden, dass Wechsler sich mit seiner Familie für dauernd in Deutschland niederlassen will. Ich darf ergebenst bitten, solchen Bestrebungen entgegentreten zu wollen.“ Die Vermutung des deutschen Konsuls war nicht unbegründet.

1923 verließ auch Sonia mit den Kindern Esther und Max die Heimat. In Wolfenbüttel vereinigte sich die Familie wieder und ließ sich kurz darauf in Hamburg nieder.

Sie bewohnte zunächst zwei Zimmer zur Untermiete in Hohenfelde bis sie schließlich 1927 eine eigene Wohnung in der Straße Hohe Weide 74 in Eimsbüttel erhielt.

Tobias Wechsler nahm sein Studium in Hamburg wieder auf.

Bis 1931 war er an der Universität eingeschrieben, zunächst als ordentlicher Student für die Fächer Mathematik, Physik und Englisch, danach als Gasthörer. Sonia trug durch Handarbeiten hauptsächlich zum Familieneinkommen bei. Tobias erhielt, während er weiter dem Studium nachging, geringe Honorare für die Buchführung für kleine Gewerbetreibende – wie schon in Libau.

Bereits 1926 war Tobias' Vater gestorben. Das führte bei Tobias zu einer dramatischen Persönlichkeitsveränderung. Er, der Sozialist und Atheist, fühlte sich schuldig, weil er sich von den jüdischen Traditionen der elterlichen Familie und von seinem geliebten Vater abgewandt hatte. Tobias kehrte nun zum Judentum zurück und wurde tief religiös. Er versuchte, die wieder gewonnene Gläubigkeit auf die gesamte Familie zu übertragen – mit nur teilweisem Erfolg. Jacob, der älteste Sohn, lehnte sich dagegen auf. Er wollte Kunstmaler werden. Die Hamburger Kunstschule am Lerchenfeld hatte ihn bereits 1925 als Zwölfjährigen vorübergehend für einen Schülerkursus aufgenommen. Als er dann im Sommer 1930 als Siebzehnjähriger gegen den Willen des Vaters ernsthaft Maler werden wollte und nun ordentlicher Schüler der Kunstgewerbeschule Lerchenfeld wurde, wuchsen die Spannungen zwischen Vater und Sohn so sehr, dass Jakob die elterliche Wohnung verließ. Er lebte nun in der Familie seiner späteren Ehefrau, der Tochter eines jüdischen Zigarrenhändlers unweit der Kunstschule. Vom Sommersemester 1930 bis zum Wintersemester 1932/1933 nahm er an der Kunstausbildung am Lerchenfeld teil.

Für Sonia Wechsler dürften die Belastungen infolge der dauernden Sorge um die Familie sowie durch die familiären Konflikte immens gewesen sein. Sie wurde psychisch krank und kam vorübergehend in stationäre psychiatrische Betreuung. Im zweiten Halbjahr 1930 und um die Jahreswende 1930/1931 war sie kurzzeitig Patientin in der Staatskrankenanstalt Friedrichsberg. 1934 befand sie sich dort erneut.

Tobias Wechsler erkannte sehr früh die mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten heraufziehenden Gefahren für seine staatenlose Familie. Er strebte schon kurz nach dem Januar 1933 die Auswanderung nach Palästina an. Mit der Unterstützung eines Cousins erhielt er die erforderlichen Zertifikate, allerdings nicht für seine Frau Sonja. Psychisch- oder geisteskranken Menschen war die Einreise nach Palästina verwehrt. So musste sich die Familie 1935 ohne Sonia auf den Weg machen. Sonia Wechsler blieb also allein in Hamburg zurück. Sie war im Dezember 1934 aus der Staatskrankenanstalt Friedrichsberg in die Staatskrankenanstalt Langenhorn überwiesen worden. Ein halbes Jahr später, im Juni 1935, wurde sie in die diakonische Anstalt Anscharhöhe in Hamburg-Eppendorf verlegt. Hier blieb

sie bis zu ihrer Rückverlegung nach Langenhorn im Juli 1939. Wir wissen nicht, wie es ihr in diesen Jahren erging. Ob nach der Emigration noch Kontakt zu Angehörigen bestand, ist ebenfalls nicht bekannt.

Als die „Euthanasie“-Zentrale in Berlin, Tiergartenstraße 4, die zu Beginn beschriebene „Sonderaktion“ gegen Juden in öffentlichen und privaten Heil- und Pflegeanstalten plante, gehörte Sonia Wechsler zu den Patientinnen und Patienten, die in den Transport vom 23. September 1940 nach Brandenburg an der Havel kamen und dort mit den anderen ermordet wurden.

Das neue Leben von Tobias Wechsler und seinen vier Kindern in Palästina war überschattet von der Frage, was der in Deutschland zurückgelassenen Ehefrau und Mutter widerfahren sein mochte. Es gab unterschiedliche zum Teil sich widersprechende Erklärungen und Vermutungen. Als nach dem Tode eines Onkels Familiendokumente auftauchten, beschloss der Enkel Itamar Wexler, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Aus Hamburg erhielt er Dokumente, die zusammen mit den schon vorher in der Familie bekannten Einzelheiten das Schicksal seiner Großmutter aufdeckten.

Im März 2016 wurde ein Stolperstein für Sonia Wechsler vor ihrem früheren Wohnhaus Hohe Weide 74 in Eimsbüttel gelegt.

Anwesend waren 24 Mitglieder der Familie, darunter neun Enkelkinder von Sonia Wechsler. Sie alle hatten das Bedürfnis, die Orte kennenzulernen, an denen ihre Familie gelebt hatte. Sie wollten Sonia Wechslers Leidensorte sehen und dort ihrer ermordeten Verwandten gedenken.